

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916

23.1.1916 (No. 4)

Die Pyramide

Sonntags-Beilage des Karlsruher Tagblatts.

Nr. 4

Karlsruhe, Sonntag, 23. Januar

1916

Ode auf den Ruhm.

(1734.)

(Aus Ausgewählte Werke Friedrichs des Großen.)

Herausgegeben von Gustav Berthold Volz. Verlag von Reimer Hobbing, Berlin 1916.

Der Odem eines Gotts entfachte
Die Seele mir zu hehrem Glühn:
O Ruhm, im tiefsten Herzenschachte
Fühl' ich dein himmlisch Feuer sprühn.
Berauscht von deinem starken Zwange,
Will ich mit holdem Leierklange
Besingen deine Segenskraft:
Du reichst dem wahren Wert die Krone;
Dein Lorbeer wird dem Erdensohne
Zum Sporn für alles, was er schafft.

Es ist die Tugend, die zum Ruhme,
Der Ruhm, der uns zur Tugend weist;
Er läßt den Sieg erstehn als Blume,
Entfesselt des Besiegten Geist;
Dank ihm fand Cicero die Worte,
Kam Seneca zum Weisheitshorte,
Entsprang der echten Helden Schar.
Steigt aus der Gräber finstern Grunde
Und gebt uns, edle Schotten, Kunde:
Wer hieß euch trocken der Gefahr?

Schon bei den Thermopylen schau
Die Kämpfer ich, die kühn ihr Blut
Hingopfern, um die Heimatgauen
Zu schützen vor des Siegers Wut;
Ist deren Macht auch ohnegleichen,
Ihr Mut will vor der Zahl nicht weichen,
Steht unerschütterlich im Streit;
Derweil sie sterbend nieder sinken,
Sehn sie, vom Ruhm getröstet, winken
Als stolzen Preis Unsterblichkeit.

Wer ist der Held, in jedem Kriege
Triumphgekrönt? Es ist Eugen;
Die Ehren seiner stolzen Siege,
Der Ruhm läßt nimmer sie vergehn.
Dies strahlende Phantom, beschieden
Als Schutzgeleit schon dem Alkiden,¹
Läßt ihn zum Rhein, zur Donau ziehn.
Den Feind bedrohn in Ungarns Wäldern
Und auf Italiens blutigen Feldern,
Und ihn zu kränzen in Turin.²

Ihr, denen Kunst und Dichtung eigen,
Minervas und Apollos Brut,
Wer stößt, auf den Parnass zu steigen,
Euch ein die Sehnsucht und die Glut?
Homer, Virgil, ja, laßt euch fragen,
Horaz, Voltaire, ihr sollt mir sagen:
Welch einem Gott singt ihr zu Dank?
Ihr alle seid dem Ruhm ergeben;
Um für die Nachwelt fortzuleben,
Feilt Ehrgeiz euch die Verse blank.

Der Freoler mit dem scheelen Auge
Sucht irrend stets der Ehre Pfad;
Es wähnt sein wilder Sinn, ihm taug
Zum Ruhm die grimme Missetat.
Sein Rausch dringt niemals durch zur
Klarheit;
Verzerrt nur spiegelt ihm die Wahrheit
Sein Geist, entartet und verrückt.
Von seinem Selbstbetrug verblendet,
Erhofft er, daß man Lob ihm spendet,
Wenn sein Verbrechen man verflucht.

Mag, sich behaftend mit dem Stempel
Der Schmach, des Feuerlegers Hand
In den antiken Wundertempel
Verheerend schleudern hellen Brand;³
Mag Thais⁴ glauben voll Betörung,
Daß durch Persepolis' Zerstörung
Sie der Unsterblichkeit sich naht:
In seines Ehrenbuches Rahmen
Schwärzt nachsichtslos der Ruhm die
Namen
Don Thais und von Herostat.

O Ruhm, dem ich zum Opfer bringe
All meine Kurzweil und Begier;
O Ruhm, du meines Glaubens Schwinge,
Gönn' meinen Taten deine Zier!
Du kannst, wenn ich ins Grab ge-
sunken,
Bewahren einen schwachen Funken
Vom Geiste, der in mir gelobt:
Die Schranken tu mir auf zum Siege,
Damit ich deine Bahn durchfliege,
Dir treu im Leben und im Tod.

Friedrich II. von Preußen.

¹ Herkules, — ² Schlacht bei Turin, 7. Sept. 1706. — ³ Herostat (vgl. S. 116). — ⁴ Die Geliebte Alexander des Großen.

Des Epimenides Erwachen.

Von Dr. Wolfgang von Dettingen.

Das neue Jahr führt uns aus den Dämmerungen der Wintersonnenwende von Tag zu Tag näher an die Helligkeit des Frühlings, und in ihrem Erstarken bringt die liebe Erdmutter allen Gemütern, die mit Sorge und Kummer kämpfen und denen die langen Abende, die längeren Nächte nur zu oft unsäglich Gespenster erwecken, neue Kraft und Zuversicht. Hinan — vorwärts — hinan! Es ist nicht anders: mag es draußen stehen, wie es wolle, wir sind matter in uns her, sehr sieghaft waltend, die unerschöpfliche und unverwüßliche Natur ihr wundervolles Schaffen durchsetzt und ihre holden Verheißungen erfüllt. Dann schreiten wir doppelt rüstig vorwärts, und in der freudigen Stimmung wirkt doppelt erfrischend jedes mutige Wort, das uns erklingt. Mit Stolz halten wir uns da vor, wie herrlich unser Heer alle Proben besteht und in nie wankender Zucht den Herbstnebeln, aber freier und tapferer sind wir, sobald rings um und Treue das Vaterland beschirmt, und ebenso stolz sind wir auf

unsere eigene Ordnung und auf die Opferlust, die daheim von allen Ständen ausgeübt wird und sicher zu unserem unfehlbaren Siege beiträgt: nicht weniger jedoch suchen und finden wir Herzstärkungstege bei den klaren Geistern der Vergangenheit, denen wir uns in so mancher Not zur Führung anvertrauen. Wie könnte unter ihnen Goethe fehlen? Wer dessen tiefreligiöse Lebensweisheit, unbeirrt von den mancherlei widerspruchsvollen und launenhaften Härten, die der Augenblick ihn wohl äußern ließ, zu begreifen weiß, der hat an ihm einen Tröster, ja er hat — was nicht mehr zu bestreiten ist — einen überzeugten und unverzagten Vaterlandsfreund an ihm, der seinen Zeitgenossen die Gewißheit einer Wiederaufrichtung Deutschlands predigte und uns Nachgeborenen, da seine Worte über die Jahrhunderte herüberschallen, auch für unsere Zustände von heute tüchtigen Zuspruch bietet. In manchen seiner Unterhaltungen, Briefen, Versen und nachdenklichen Sätzen, auch sonst noch in Zusammenhängen verschiedener Art, treffen wir auf solche erquicklichen Stellen, die wohl wieder einmal gesammelt und nebeneinander gereiht werden könnten: hier aber sei nur ein einzelnes Werk daraufhin betrachtet, ein dramatisches Spiel, das zwar seinerzeit nicht viel

Beifall fand und heute von nicht gar vielen gelesen wird, aber es wohl verdient.

Denn es war auf „Des Epimenides Erwachen“ viel guter Wille, Mühe und Sorgfalt verwendet worden, und überhaupt kann das Stück als eine der merkwürdigsten Arbeiten Goethes gelten: zeigt er sich doch darin als ein Theaterpraktiker, der auch das Kleinste bedenkt, erzielt er doch mit entscheidendster Sicherheit große Wirkungen und Steigerungen und entfaltet stellenweise einen geradezu hinreißenden Schwung. Aber er blieb dabei in manchem schwer verständlich, er faßte die ungeheuren Verhältnisse der Freiheitskriege und der nach ihnen zu erhoffenden Entwicklung Deutschlands ins Auge und durchwebte sie dann wieder befreundlich mit eigensten Gefühlen; ja, er dichtete als Prophet und zugleich als Hofmann. Da war es schließlich kein Wunder, daß die immer wüthigen Berliner, die das Stück am 30. März 1815 zum erstenmal sahen und trotz der verteilten Textbücher von dem sagenhaften Epimenides nicht viel wußten, ihm mit der Frage: „I, wie meinen Sie des?“ antworteten, wie Zelter an Goethe berichtete, und daß die Freunde in Weimar nach der ersten Aufführung (die dort am 30. Januar 1816 stattfand) sich ebenfalls meist enttäuscht fühlten. Es war eben zuviel hineingebracht worden, und der Grundgedanke, dessen Darstellung bei den ersten Entwürfen auf die Dauer von 20 Minuten Spielzeit berechnet worden war, hatte eine Form erhalten, die reichlich zwei und eine halbe Stunde in Anspruch nahm. Goethe hatte sich, von dem Stoff und der Gelegenheit immer stärker ergriffen, zu immer reicherer Ausföhrung und Vertiefung bestimmen lassen.

Es handelte sich nämlich um ein Festspiel, mit dem der im Juli 1814 aus Frankreich zurückgewartete König Friedrich Wilhelm der Dritte in Berlin, und zwar im Opernhause, begrüßt werden sollte; der damalige Generaldirektor der königlichen Schauspiele, Iffland, hatte es bei Goethe bestellt und ihm zunächst nur vier Wochen Zeit dafür geben können. Bald aber veränderten sich die Umstände; man verschob die Festvorstellung auf des Königs Rückkehr vom Wiener Kongreß; auch wurden Rücksichten auf die Kaiser von Rußland und von Oesterreich, auf den Kronprinzen Bernadotte von Schweden, auf die neue politische Lage verlangt; dann starb Iffland unermutet, andere Veranstaltungen erschienen dem Generaldirektor zweckmäßiger — kurz, im Verein mit dem Berliner Kapellmeister Bernhard Anselm Weber mußte Goethe etwa zehn Monate auf das Werk verwenden und es endlich ohne viel Aufhebens erscheinen sehen, nachdem er das Mögliche getan hatte, allen Wünschen gerecht zu werden. Dabei war das Schauspiel in hohem Grade ein Schauspiel geworden. Goethe, glücklich, über die großen Mittel des Berliner Opernhauses und über dessen Vorrat an Kostümen verfügen zu dürfen, hatte nichts gespart: es gab eine prachtvolle Dekoration, einen antiken Tempel und Säulenvorhof, der, vor den Augen der Zuschauer zusammenstürzend, sich in eine materische Ruine verwandelte, mit einem allmählich sie deckenden Busch- und Baumwuchs, und der zum Schluß doch wieder in alter, sogar noch gesteigelter Herrlichkeit proglich erstand; es gab einen wilden Heerzug, den zahlreiche Statisten in den bunten, streng klassischen Kostümen der von den Römern zu Bundesgenossen gepreßten Völker der ganzen alten Welt bildeten, und der mit gelbtem Licht bestrahlt war, da nach Goethes Theorie diese Farben, dazu Schwarz und Gold, in ihrer sinnlich-sittlichen Wirkung dem Kriegerischen entsprechen. Aus demselben Grunde erschienen die Dämonen der List, in den Gestalten eines Kardinals, eines Hofmanns, Diplomaten, Juristen und anderer, blauviolett beleuchtet; ferner traten Genien auf und Tugenden, unter denen die Hoffnung auf ihrem Schilde den Namenszug der verewigten Königin Luise in einem Sternentranze trug; in dem Genius der Unterdrückung, obgleich er das Kleid eines orientalischen Despoten hatte, war Napoleon nicht zu verkennen, und zum Schluß erschien, vom Jugendfürsten, einem verjüngten Fürsten Blücher, angeführt, das Heer der zum Freiheitskriege verbündeten Völker Europas in modernen Uniformen — das Ganze, bis auf wenige Reden, durchkomponiert mit Einleitung, Märschen, Chören, Rezitationen, Melodramen und Arien. Klang und Glanz erfüllten also Augen und Ohren zur Genüge: kein Wunder, daß zum Auffassen der sogar noch singend vorgetragenen Gedanken und der tiefen Symbolik, die in der Handlung liegt, wenig Zeit und Kraft blieb. Goethe hatte sich eben nicht gescheut, die Aufnahmefähigkeit seines Publikums zu überschätzen, so wie Richard Wagner tragische Opern von fünf Stunden Spieldauer den Leuten zumutele, die allenfalls komische von dieser Ausdehnung vertragen hätten. Wir dürfen hierbei auch an Gerhart Hauptmann und sein Breslauer Festspiel denken: auch er wurde nicht nach Wunsch verstanden, weil seine Gedankengänge zu fremdartig und willkürlich waren — und doch war das Stück bei ihm bestellt worden, weil man ihn für den beliebtesten Dichter unserer Zeit hielt. In ähnlichem Sinne hatte Iffland sich gegen Goethe geäußert: „Seit Luthers Reformation ist kein so hohes Werk, dünkt mich, geschehen, als die jetzige Befreiung von Deutschland... es gibt keine höhere Feier als die, daß der erste Mann der Nation über diese hohe Begebenheit schreibt.“

Vielleicht war diese Wendung in Ifflands Brief die Veranlassung, daß Goethe gewissermaßen sich selbst in das Stück versetzte, indem er den weisen Epimenides, der während der symbolisch dargestellten Unterdrückung Deutschlands in magischem Schummer gelegen hat, als einen Propheten erwachen läßt, der, vor dem Untergang bewahrt und von den Greueln des Krieges kaum noch berührt, das Auserstehen seines Volkes freudig miterlebt. Epimenides von Kreta war nach der griechischen Sage ein Liebling der Götter, die ihn in langjährigen Schlaf versenkten und ihm dann die Wahl ließen, ob er durchdringende Erkenntnis der Gegenwart oder ein Schauen in die Zukunft als Geschenk davontragen wolle; er entschied sich für die erstgenannte Gabe und wurde der Wohltäter und Beglückter seines Volkes. Goethe, diese Sage weiterbildend, läßt zu Anfang des Stückes, nach einem Prolog der Muse, den Epimenides von Genien zu einem zweiten Zauberschlaf geleiten; während er schlummert, zieht der Dämon des Krieges mit seinem Heer zur Unterdrückung des Erdkreises aus, aber der Dämon der List, mit großem Gefolge, erweist sich als ihm gleich an Macht, indem er bewirkt, daß der herrliche Säulenhau des Epimenides, heimlich aus allen Fugen gelöst, wie das Heilige Römische Reich Deutscher Nation zusammenfällt. Die Trümmer sind dem Dämon der Unterdrückung, der Krieg und List zu beherrschen meint, zum Wohnort eben recht, und er unterjocht dort alsbald die Tugenden der Liebe und des Glaubens. Wie er sich aber auch an der Hoffnung vergreifen will und diese, unbefieglbar, sich gegen ihn wendet, da verliert er seinen Frevelmuth, und die Hoffnung, im Verein mit dem Jugendfürsten, den das deutsche Volk voll Jubel aufnimmt und unterstützt, befreit das Vaterland von seiner Anwesenheit. Epimenides, der erwacht ist und die Rettung des Volkes erkennt, vollendet sie durch Herbeiföhrung der bisher vermißten Einigkeit. Ein Triumphlied der Deutschen schließt das Stück mit hohen Tönen.

Die Ausföhrung dieser Idee ist natürlich an vielen Stellen den Forderungen der Musik angepaßt und nähert sich dann einem, freilich erhabenen, Operntext; auch ist sie so reich an Anspielungen auf die Zeitgeschichte und auf deren Personen, daß ihre Geltung eigens für 1815 außer Zweifel gestellt wird. Insofern hätten wir also zunächst nicht eben viel Veranlassung, in ihr nach Orakelsprüchen für unsere Zeit zu suchen. Aber Goethe, selbst wenn er höfische Gelegenheitspern schrieb, prägte zeitlose Gedanken, wie der berühmte König Midas Gold schuf, aus allem, was er berührte; und so leuchten uns aus seinen Versen Worte entgegen, die wie für uns gedichtet scheinen, sei es, um unsere Zustände zu deuten, sei es, um uns zu versichern, daß die Heimsuchung von 1914 ebenso ruhmvoll für uns endigen wird wie die von damals. Schon die erste, einleitende Strophe malt, was wir täglich erleben: der Wunsch nach Frieden ist zunächst nicht erfüllbar, weil jeder in diesem Frieden sich selbst mächtig sehen will; wer siegt, der lehrt eben dadurch auch seine Feinde siegen; wer denkt, macht auch sie bedächtigt; und so wachsen Kraft und List mit zahllosen Plagen nach allen Seiten. Des Dichters Kunst will uns aber durch diesen Wust zu befreiender Erkenntnis führen, und seine Muse ermahnt uns, trotz harten, äußeren Kampfes den inneren Frieden zu pflegen und zu genießen: wenn wir solche Menschen bleiben, die Gesittung, Kunst und Wissenschaft nicht vergessen, so tragen Glück und Unglück sich besser, so wird das Gute fühlbarer, das Uebel erträglich, und zuletzt kann alle Welt von uns die schöne Eintracht, die höhere Harmonie, erlernen. Als ein Priester solcher Gesinnung steht Epimenides vor uns: ihm-erregt die Natur das Herz zu Gott hinan, die Hochgedanken der großen Meister erfüllen ihn mit Entzücken; der Einklang zwischen Volk und Herrscher erbaut ihn wie der Zusammenklang der Sterne. Aber der Krieg tritt ein, und dessen Ziel sind Finsternis, Blut und Flammen! Und wenn der Erdkreis, überzogen, kaum noch den Atem heben mag, so wird bald auch das Meer gesperrt: „Nur keine Worte — Schlag auf Schlag!“ Das Heer dieses Dämons führt den Befehl aus: der wilde Zug macht alles leer; da sackt man auf; und brennt das Haus, da packt man auf und rennt heraus. Wahrhaftig, wir kennen aus eigenster Erfahrung wie jenes stille Glück des geistig reichen Lebens, so diese Wüßtheit unserer friedlosen Zeit, die Schrift des Schwertes mit ihren blutigen Zügen, die allein den Abschluß aller Verhandlungen bringt! Und wir kennen nicht minder die Macht der Hinterlist, die den Völkern alles verspricht, sie zu gewagten Taten anreizt und dann „Worte hinfällig werden läßt und Worte bricht“ — wer dächte hier nicht an England gegen Belgien und Serbien? — Diese geheime, leise Macht, der „das herrliche Gebäude, der Augen Lust, des Geistes Freude“ ärgerlich im Wege steht — wer dächte bei ihr nicht abermals an England und an seinen ohnmächtigen, seinen impotenten Neid? Und spricht für uns nicht aus dem Dämon der Unterdrückung, dem selbst die schönen Ruinen noch zu nutzbar scheinen, und der in vollkommenen Einöden asiatisch üppig hausen will, das ganze kulturlose Rußland? Aber diesen unseren Feinden wird ein Ende bereitet, denn: „Eine Wolke, lebendig, tausendfach, vom ganzen Volke, von allen Edlen schwer, sie sinkt, sie drückt, sie beugt ihn nieder, sie er-

sicht." Und die unbezwingliche Hoffnung hat, wie sie die ersten Christen durch Not und Zuversicht zu einer Macht erwachsen ließ, so auch unser Volk gefestigt, „und was dem Abgrund kühn entstieg, zum Abgrund muß es doch zurück“: alle, die noch an ihm hängen, sie müssen mit zugrunde gehn! Was sie zerstört haben, das ließ sich brechen, aber nicht ein freies Herz, denn das „lebt ein ewig Leben, in ihm wirken Lust und Streben, die man nicht zermahlen kann“. Damals vereinigten sich die deutschen Herzen, und ihre gesamte Kraft überwand die ungeheuren Gefahren; sie war unüberwindlich, weil „Nachgiebigkeit bei großem Willen“ sie zusammengehalten hat. Frohlockend fühlen Herz und Geist wieder das Vergangene und schauen die Zukunft, und die mächtigen Strophen, in denen das Spiel ausklingt, gelten auch uns:

So waren wir und sind es auch,
Das edelste Geschlecht,
Vor hiederm Sinn und reiner Hand,
Und in der Laten Recht...
Zusammen haltet euren Wert,
Und euch ist niemand gleich!

Wohl manchen von uns hat in schwachen Stunden, die ihm das Große unserer Zeit verdunkelten, die Lust angewandelt, wie Epimenides die Nacht des Jammers zu überschlafen und erst zum Siege wieder zu erwachen: da lassen wir uns also von Goethe sagen, daß es Gewinn ist, mit der Zeit zu leiden. Denn sie erhöht den Menschen, der sie begreift; und überdies: als Helferin in aller Trübsal verläßt uns nicht die Hoffnung,

die den Glauben
In der tiefsten Brust genährt,
Unter Blut und Mord und Rauben
Das Verderben abgewehrt.

Mögen wir, wenn wir wanken sollten, uns an so guten Worten halten, und mit dem neu aufsteigenden Jahre und mit dem wachsenden Sonnenlicht festen Schrittes dem Schicksal entgegengehen, wie es uns auch beschieden ist! Ob früher oder später offenbart, ob hart oder milde, es wird uns mannhaft finden, wenn wir unseres Berufes eingedenk bleiben.

Ein Karlsruher Humorist wider Willen.

Lieber alter Freund und Professor!

Ein Zufall ermöglicht es mir heute, eine alte Dankeschuld an Dich abzutragen, an die ich mich sonst vielleicht nie mehr erinnert hätte. Liegt sie doch weit, weit zurück. In den Jahren, da wir noch zusammen die Schulbank drückten. Weißt Du, wie viele „Austra“ seitdem vergangen sind? — Rechne es aus, wenn Dein — Latein noch so weit reicht. Es ist schmerzlich lange her. Damals war ich, wie Du wohl noch weißt, einmal mehrere Monate hindurch krank. Und da ich Euch Kameraden als empfänglich für jegliche Scherzhaftigkeit bekannt war, tatet Ihr alle viel Gutes an mir, indem Ihr — jeder nach seinem Vermögen, d. h. nach dem Umfang seiner eigenen oder väterlichen Bibliothek — mir heitere Lektüre zutrugt. Wie herzliches Gelächter hörte damals oft die kleine Stube im vierten Stock des hiesigen Spitals! Denn das war noch im richtigen Spital, wo ich lag, in der Spitalstraße, die man später in den Markgrafenland erhoben und doch dadurch — wie so manchen Neugedenkten — um nichts vornehmer gemacht hat. Der Vogel in dem siebenwürdigen Wettbewerb der Aufbebung schloßest damals Du ab. Mit einem Büchlein, das Du selber irgend woher geliehen hattest. Es war nur ganz klein und schwächlich, barg aber den überwältigendsten aller Humore: den unfreiwilligen. Und eben dieses selbe Büchlein fiel mir nun gestern, ganz zufällig, in die Hände: Beschreibung der Stadt Karlsruhe und deren Umgebung, von Christoph Heinrich Ludwig, Großh. Badischer Kanzleirat a. D. Gedruckt in Karlsruhe 1860.

Ich wette, Du lachst, wenn Du nur den Titel hörst. Und gewiß fällt Dir eine oder die andere der edlen Stillsitten ein, die uns vor Jahren — und mir gestern wieder — ein Duell ungetrübter Heiterkeit waren; etwa ein „mit Ahornbäumen umgebener Promenadenweg“, oder der „am Fuße der Stadt Durlach gelegene Turmberg“ oder sonst etwas Schönes von ähnlicher Prägung. Unmöglich aber ist Dir der ganze Reichtum an solchen sprachlichen Vorkäusen noch gegenwärtig, wie sie der ehrfame Kanzleirat auf den 26 Seiten seines Schriftchens ausführt; und da ich weiß, daß Du immer noch ein so großer Freund des Lachens bist wie vor 25 Jahren, so will ich Dir hier ein paar Proben dieser wahrhaft klassischen Stilkunst in Erinnerung bringen. Sie werden Dich zum Lachen bringen, dessen bin ich gewiß, und ich halte das — im vollsten Ernst — für ein durchaus nicht zu unterschätzendes Verdienst in dieser Zeit.

Ich greife also ziemlich wahllos hinein. Da heißt es an einer Stelle: „... Auch gibt man sich der weiteren Hoffnung hin, daß der bis jetzt flach gelegene Teil des Schloßplatzes geschmackvoll angepflanzt werden soll. Wird diese Sprache zur wünschenswerten Tat, dann dürfen die Bewohner der Residenz Karlsruhe mit dem Gefühl freudiger Gemüthsart ihren Blick fest auf eine benachbarte Residenz werfen, deren Bewohner seit Jahren mit einer gewissen

Beringung auf unsere Residenz geblickt haben.“ Ist das nicht wunderschön gesagt? Oder an einer anderen Stelle heißt es, von einer Bierhalle, sehr tiefinnig, daß sie „hinichtlich des Umfanges ein, der Länge, Breite und Höhe entsprechendes Ebenmaß habe“. Man denke —! Oder wie wohlunterrichtet mietet die Erwähnung des „aus den Zeiten des 30jährigen Krieges abstammenden Turmberges“ an, von dem weiterhin behauptet wird, er „bilde ein Biered“ — für einen ganz gewöhnlichen Turm gewiß eine höchst achtbare Leistung. Mit großem Nachdruck sind auch die Straßen der Residenz angeführt. „Ihr Publikum“, heißt es, „muß bei jedem Fremden ein Gefühl freudiger und beruhigender Ueberraschung hervorrufen; denn selten wird man in einer Stadt die geradziehenden Straßen mit den ineinanderlaufenden Verbindungen derselben finden, und in keiner Stadt ein gesicherteres Gefühl für die Salubrität. Darin hat man sich aber auch nicht getäuscht; denn abgesehen hiervon sind fast alle diese Straßen unschließenden Häuser noch neu, wohl erhalten, ohne Feuchtigkeit, bequem und zweckmäßig zu Wohnungen eingerichtet. Auch befinden sich in jedem Hause bequeme Abtritte, die, gegen jede Erkältung geschützt, jedermann leicht zugänglich sind. Die Hofräume sind meistens frei und von Umfang; diesen schließen sich die Gärten an, die die Fortsetzung der vorderen Front bilden.“ Ist das nicht unsagbar anschaulich? — Wie schön klingt auch der vorletzte Satz des Werkchens: „Man suche eine solche Umgebung einer Stadt, wenn auch viel größer und bevölkerter als Karlsruhe, sie wird schwer zu finden sein, mag sie auch liegen, wo sie wolle.“ Erweitert sich einem nicht der Brustkorb bei solchem Lob? Ja, stolz lieb ich den — Karlsruhe! —

Zeit über alledem aber, ein geradezu unübertreffliches Meisterstück unfreiwilliger Komik ist der Absatz, der über die Karlsruher Damen handelt. Erinnerst Du Dich daran? — Das mußt Du Deiner Frau vorlesen; sie wird „voll und ganz“ davon ergriffen sein, ohne Zweifel. Er lautet wortwörtlich: „Wenn der Verfasser es bisher unterließ, der Damen Karlsruhe zu gedenken, so geschah dies nur in der Absicht, dem Obengesagten dafür einen besondern Rahmen beizusetzen. In diesem Rahmen erblickt man einen Kranz, gewunden aus Blumen der schönsten Form und Farbe, der in Knospe, Kelch, Vollbildung und Entfaltung schweifterlich sich umarmend, das männliche Auge entzückt und den Geist erhöht.“

Dieser schöne Aukblick dauert aber nur kurz, weil er einem noch schönern Platz machen muß, denn man sieht diese Blumen, wie durch einen Zauberstrahl hervorgerufen, sich beleben, sich bewegen, aus dem Rahmen treten, und erkennen dann in ihnen, mit hinreichender Ueberraschung, die Karlsruher Damen, wie sie uns täglich, dem Wesen und der Form nach, vor den Augen erscheinen, und weil wir uns deshalb im Gebiete der Wirklichkeit befinden, so erblickt auch dieses Gebilde der Phantasie, daher zu jener zurück.“

Das ist ein Höhepunkt der Darstellung, der nirgends mehr erreicht wird, so schöne Dinge der Herr Kanzleirat auch noch über dies und jenes zu sagen weiß. Laß mich daher für heute schließen. Wenn Du Lust auf mehr hast, so will ich Dir — oder Deiner Frau — gern noch etwas Ergößliches vorlesen aus dem Büchlein, das ich einmal auf meinem Schreibtisch liegen lasse bis nächsten Mittwoch, wo wir hoffentlich das Vergnügen haben werden, Euch bei uns zu sehen.

Eine Gewissensfrage übrigens noch, vor Torchluss: Wenn der alte Kanzleirat eine Chronik der Stadt Karlsruhe geschrieben hätte — was meinst Du?

Leb wohl und grüße Deine Frau, außer von dem alten Kanzleirat, auch von Deinem

getreuen H. E.

Die Rumänen im Spiegel ihrer Volkslieder.

Von Marcello Noga.

Bukarest, wo neben dem „Leu“, der Landesmünze, der Frank und Rubel rollt, Bukarest mit seiner berühmten „Chaussee Kiseleff“, dem Korjo prächtiger Fuhrwerke und schöner Frauen, mit seiner „Calea Victoriei“ (Victoriatraße), wo zwischen modernen Prachtbauten sich der westeuropäische Handelsverkehr schon mit dem orientalischen zu vereinigen scheint, mit seinem glänzenden „Hotel Capsa“, in dem Dilipescu und Take Jonescu sich mit ihren Anhängern, den unentwegten Kriegsgehern, bei den Klängen einer Zigennermusikkapelle nachmittäglich ein Stelldichein zu geben pflegen — Bukarest, wo gewisse fremde Gesandte vom Balkon an eine „begeisterte“ Menge Ansprachen halten — das etwa kennt der Zeitungsleser, ja selbst der flüchtige Besucher jenes Balkanlandes, als „Rumänien“. Erst in letzter Zeit ist immer mehr darauf hingewiesen worden, daß eben dieses Bukarest, das den Stolz hat, sich „Klein-Paris“ zu nennen, nicht mit Rumänien identisch ist. Bukarest ist die Hochburg des Bojarentums, das zum großen Teil unter dem Einfluß französischer Kultur die Fühlung mit dem gesunden Boden seiner Herkunft zu seinem Schaden verloren hat. Wer Rumänien und die Rumänen kennen lernen will, muß sich mit dem Volke des Landes beschäftigen und die Kultur dort suchen, wo sie bodenständig ist.

Nirgends aber kann man die Seele des Volkes besser studieren, als in seiner Volksliteratur. Die Volkspoesie der Rumänen, so vielseitig, so vielfönig und so reich sie auch ist, muß bei uns als ziemlich unbekannt angesehen werden, obgleich es an einigen Versuchen, denen wir im folgenden die gut gelungenen und charakt-

risiſchen Uebersetzungen verdanken, nicht gefehlt hat, um uns dem Volksleben dieses Landes näher zu bringen, das unter der weisen Regierung eines Herrschers aus deutschem Geblüt einen ungeahnten Aufschwung erleben durfte.

Wie die rumänische Sprache eine Kreuzung zwischen lateinischen, slavischen und griechischen Elementen darstellt, so ist auch in der Volksdichtung ein Kompromiß zwischen rumänischem Sprachklang, slavischem Volkstum und griechisch-orientaler Geisteskultur zu finden, und entspricht somit den geschichtlichen Schicksalen dieses Volkes, das, lateinischen Ursprungs, abwechselnd unter slavischer, griechischer und türkischer Herrschaft gestanden hat.

Das Empfinden der Rumänen in ihren Volksliedern ist daher das eines im gewissen Sinne „unhistorischen“ Hirten- und Bauernvolkes, das nach und nach die Kulturen seiner Nachbarn in sich aufgenommen hat. Seine Hauptmerkmale sind: naïv-patriarchalischer Grundton, episch-objektiv besonders Personen gegenüber, lyrisch im Naturempfinden, aber ohne besondere Wucht und Ueberzeugung, die ihm durch Mangel wirklich großer nationaler Stoffe verloren gehen.

Der Rumäne liebt die Natur seines Landes über alles und sieht mit ihren Geschöpfen auf vertrautem Fuße. Das romantische Waldgebirge mit seinen rauschenden Bächen, seinem uralten Baumstand und der vielgestaltigen Fauna und Flora ist sein Lieblingsaufenthalt. Hier entstanden daher auch seine schönsten Lieder, jene schmerzlich-süßen und seinem Lande eigenartigen Hirtenlieder, die die Gesamtbezeichnung „Doina“ (spr.: Doine) tragen. Ein solches Lied charakterisiert sich selbst:

Seit als Kind ich lernte springen,
Kann ich Doinen, Doinen singen,
Doinen sind mein einz'ger Lohn,
Wenn ich dem Bojaren fröhlich
Mit der Doina, Doina mein
Rief' ich hin durch Fluß und Rain,
Und im Tal am Vachesrand
Nehm' die Flöte ich zur Hand,
Spiele Doinen traut auf ihr,
Bis mein Schällein kommt zu mir
Und sich hebt mir zur Seit',
Daß ihr Fuß mir Glück verleih!
(Uebersetzt von R. W. Fischer.)

Schon in diesem Liedchen ist der Inhalt der meisten unter ihnen zu erkennen, obgleich nicht nur Liebesgedanken und Liebesempfindungen zum Ausdruck kommen. In allen Volksliteraturen zeigt sich jedoch, daß das Liebesleben zuerst und am meisten dazu beigetragen hat, poetische Ergüsse dem Volksmunde zu entlocken. So heißt es in einem andern:

Wer kann sagen, wer kann künden,
Wie die Lieb' in uns entspringt?
Und wer sah, auf welchem Wege
Sie in unsre Herzen dringt?
(Uebersetzt von W. Rudow.)

oder auch:

Daß Rumänien durchwandert
Und das ganze Ungarland,
Gleich dem Siebenbürgner Mädchen
Ich doch keine andre fand.
Sie ist hoch und schlank gewachsen,
Wie das grüne Schilf am Teich,
Sie ist freundlich und gesprächig
Und ihr Herz ist liebreich.
Selt' ihre Rosenwangen,
Tödet grimme Sehnsucht mich,
Kommt sie lächelnd hergegangen,
Schmüdt die Flur mit Blumen sich.
(Desgl.)

Der immer wiederkehrende oft wohlklingende Vergleich des geliebten Gegenstandes mit Geschöpfen aus dem Reiche der Natur, besonders der Pflanzenwelt, hat jene in unzähligen Spielarten sich wiederholende Anrufung eines Blattes, die dem Beginn der rumänischen Volkslieder charakteristisch ist, hervorgebracht. „Franza verde...“, das heißt „grünes Blatt...“, dient zahllosen solchen Liedern als Eingang, zumeist steht es irgend einer symbolischen Beziehung zum Inhalt, wird aber noch häufiger nur des Klanges wegen, gewissermaßen als Auftakt vorangestellt. So zum Beispiel:

Grünes Blatt der schlanken Weide!
Blondes Mädchen komm doch her . . .
wo der Vergleich der Weide und der Geliebten leicht ersichtlich ist, oder:

Grünes Blatt des duft'gen Steinklee!
Meine Liebste klagt so sehr

in dem ein um den verlorenen Geliebten trauerndes Mädchen gezeigt wird, deren Gemütsstimmung man mit dem „duft'gen Steinklee“ schwer in Verbindung bringen kann. Eher schon im zweiten Verse dieses Liedes, das beginnt:

Grünes Blatt des Haselstrauchs!
Ach, sie möcht' ein Sträußlein winden

wobei man allerdings wissen muß, daß die Haselrute nach dem Aberglauben der rumänischen Volksmärchen von den Hexen dazu benützt werden, ungetreue Liebhaber zurückzuzaubern, zu welchem Zwecke die Rute an ein Tongefäß geschlagen wird.

Auch der Vergleich eines ältlichen Schwerenöters ist leicht verständlich, der seine einstigen Angebeteten also apostrophiert:

Blümlein, o Blümlein!
Ginst in meines Lebens Mai
Hat ich jederzeit drei Mädchen —
Und ich liebe alle drei!

oder der jenes unglücklichen Liebhabers, der da singt:

„Welkes Blatt und dürrer Stamm!
Treulos hat sie mich verlassen!
Welkes Laub und dürrer Stamm, —
Ewig will ich sie nun hassen!“
(Uebersetzt von Badmeister.)

Eine andere Art der Volkslieder ist die „hora“, das Tanzlied, das in den Spinnstuben, bei Hochzeiten und Dorfvergüngen im Wirtshaus von Männern, Frauen und Mädchen gemeinsam während des Reigentanzes gesungen wird. Burschen und Mädchen fassen sich im Kreise stehend bei der Hand und singen entweder allgemein oder im Gegenchor diese Lieder, deren Inhalt meist harmlos — scherzend und neckend, oft aber auch recht satirisch sein kann. So zum Beispiel dieses:

Die Burschen:

„Willst du mit zur Wieſe gehen, Neana, Neana?
Dort weiß ich ein Kräuſlein ſtehen, Neana, Neana!
Wohin iſt lieblich anzusehen, Neana, Neana!
Keiner kann ihm widerſtehen, Neana, Neana!
Wollens holen, daß dein Mann
Künftig beſſer ſchlafen kann.
Daß er ſchläft und nicht erwacht
All' die liebe lange Nacht!“

Die Mädchen:

„Gerne möcht' ich mit dir gehen, Brüderlein, Brüderlein!
Doch mein Mann darf mich nicht ſehen, Brüderlein!
Keinen Schritt erlaubt er mir, Brüderlein, Brüderlein!
Muß mich vor ihm fürchten ſchier, Brüderlein!
Bis er ſchläft bleib hier nur ſtehen,
Und ſobald die Dähne trähen,
Schlüpf' ich aus dem Bett verſtohlen,
Wollens wir das Kräuſlein holen.
Geben's ihm an meiner Statt, —
Daß er was im Arme hat.“
(Uebersetzt von Rudow.)

oder das sehr hübsche Wehlied:

Die Burschen:

„Mägdelein, steig' auf den süßen
Apfelbaum! — Sieh Brüderlein,
Sieh, sein Halsstuch ist nicht rein,
Ungekannt sein langes Haar,
Ungeküßt sein Mund sogar!“

Die Mädchen:

„kehr zurück, Brüderlein,
Liebster, komm zu mir herein!
Will dein Tüchlein sauber waschen,
Stämme dir dein schönes Haar, —
Küße dir den Mund sogar!“
(Desgl.)

Besonders eigenartig muten uns auch die unter die Dolnen zu rechnenden „Räuberlieder“ der Rumänen an, die auch heute noch viel und gern gesungen werden, und den Rumänen etwa unsere Heldenlieder ersehen. Die „Räuber“ waren in ihrer Anschauung ja auch gewissermaßen „Helden“, etwa wie Schiller seine Räuber idealisiert und wie noch heute in den Abruzzen Minasini, der „edle Räuber“, in Liebe sein Wesen treibt. Bei den Rumänen, den immer wieder von fremden Gewaltthabern unterdrückten und ausgefogelten Bauern, ist die Verherrlichung dieser „Freiheitshelden auf eigene Faust“, wie man die Räuber jener Zeiten nennen möchte, wohl zu verstehen, besonders da noch das Geheimnisvolle des Räuberlebens dem Südländer ein eigener Reiz ist. In einem solchen Räuberliede heißt es zum Beispiel:

„Wenn die Knospen schwellen, schweiß' ich
Wiederum im Wald umher,
Meinen scharfen Dolch im Gürtel,
Auf dem Rücken das Gewehr . . .“

Der Jüngling ist angeblich aus unglücklicher Liebe Räuber geworden, denn er singt an seine ungetreue Liebste:

„Die so bitter mich betrogen,
Daß ein jeder mich verlacht,
Die mich in den Wald verstoßen
Und zum Räuber mich gemacht.“

Endlich nach Verübung mancher „Heldentaten“, bei denen er den Volksausfägern, den Phanarioten, böse zugesetzt hat, wird er schwer verwundet gefangen, und in den nun folgenden Versen, in denen geschildert wird, wie die unglückliche Mutter hinter dem Wagen des verwundeten Sohnes schreitet, kommt das Hohenlied der Mutterliebe wundervoll zum Ausdruck:

Seine Mutter folgt dem Wagen,
Seufzt so tief und klagt so laut.
Wischt das Blut ab, das noch immer
Von den Wunden niederlaut.
Und sie geht, die Däsen bitten:
Fahret langsam, fahret sach!
Daß ihr meinem armen Jungen
Nicht so viele Schmerzen macht!“
(Rudow.)

Nur wenige Lieder aus dem prächtigen Schatz der rumänischen Volksdichtung, die mit unermüdetem Eifer der hervorragende Dichter Alexandri seinen Zeitgenossen gesammelt und erhalten hat, könnten hier angeführt werden, doch mögen sie dazu beitragen, den unwüchtigen und gesunden Geist, der diesem Volke eigen ist, uns näher zu bringen, und uns verstehen lehren, daß das „kriegerisch“ gesinnete Bukarest nicht die Volksstimmung des Landes darstellt und noch heute jener Vers einer Doine gelten mag: „Lieber als die Plünderer, Möcht' ich auf dem Rücken liegen. — Lieber als im Russenheere, Möcht' ich für Rumänien kriegen!“